

Nadin Burkhardt/Rudolf H. W. Stichel (Hrsgg.): Die antike Stadt im Umbruch. Kolloquium in Darmstadt, 19. bis 20. Mai 2006. Wiesbaden: Reichert 2010. 238 S., 45 Taf. mit 82 Abb. (farb. u. schw.-w.). EUR 69.00. ISBN: 978-3-89500-761-3.

Die Bezeichnung „Spätantike“ ist kein in der Antike geprägter Begriff, sondern die gut 100jährige Benennung der Altertumforschung für eine Übergangszeit. Diese Übergangszeit, für die wir keine allgemein gültigen exakten Eckdaten ansetzen können, umfasst das sukzessive Zerbrechen eines einen großen Teil der antiken Welt umfassenden Reiches. Damit gingen heftige Umbrüche in politischer, wirtschaftlicher, sozialer und religiöser Hinsicht – um nur einige Aspekte anzuführen – einher. Diese Prozesse fanden in unterschiedlichen Zeiten und Abläufen statt.

Im Mai 2006 trafen sich Altertumswissenschaftler und Altertumswissenschaftlerinnen an der Technischen Universität in Darmstadt zu einem Kolloquium, um sich gemeinsam einem Thema zu widmen: der Veränderung, dem Umbruch der Stadt in der Spätantike.

Ändert sich die Struktur einer Stadt mit Führung der Straßen, der Anlage von Plätzen, öffentlichen Gebäuden und welche Folgen ergeben sich für das private und öffentliche Leben? Welche Neuerungen und Entwicklungen sind fassbar? Beruhen sie auf regionalen oder überregionalen Geschehen? 14 Autoren und Autorinnen aus der Altertumswissenschaft widmen ihre Untersuchungen einzelnen Städten, übergreifenden Themen und literarischen Quellen.

Die Einleitung (10–15) zu dem Band mit einer sehr anschaulichen Zusammenfassung des Untersuchungsgebietes von Italien, Griechenland bis Kleinasien stammt von den Herausgebern.

Der erste Artikel (H. Ziemssen, 16–27) beschäftigt sich mit dem Baugeschehen unter Maxentius (306–312) in Rom, mit der Errichtung der gewaltigen Basilika als kaiserlicher Empfangshalle zwischen Forum und dem umgestalteten Tempel der Venus und Roma. Dieses architektonische Wunder stellt eine Verbindung zwischen öffentlichem Raum, der Stadt, und privatem, dem Palast, dar und repräsentiert nach Abwesenheit der tetrarchischen Kaiser und dem Verlust der Bedeutung Roms als Hauptstadt die Präsenz kaiserlicher Gewalt in Rom.

Zwei Artikel beleuchten die Entwicklung von Ostia (B. Streubel, 84–91 und A. Gering, 92–107) bis in das 7. Jh. Die Untersuchung der Geländeneiveaus von Ostia zeigt deren stete Erhöhung, die, wie bei einem Tell, bei einem Neubau durch Einplanieren alten Bauschuttes entstand. Restaurierungen älterer Gebäude und Neubauten stammen aus dem 4. Jh., bzw. der ersten Hälfte des 5. Jhs. „Alte“ Bauten auf ihrem ursprünglichen Niveau versanken zwischen den neuen Gebäuden.

Ostia im späten 4. Jh. als Zentrum der „Genußkultur und Ghettobildung“ Neureicher, nach dem Bedeutungsverlust im 3. Jh. zugunsten des neuen Han-

delshafens Portus, manifestiert sich im großzügigen Abbau von Wohn- und Gewerbebezonen zugunsten von abgeschlossenen Luxuswohnungen mit entsprechenden Thermen, der Umwandlung ehemaliger Straßen in Fußgängerzonen mit Bars und erweiterten Tabernen. Ostia zeugt von sozialer Veränderung, der Erweiterung der Schere zwischen Arm und Reich in der Spätantike.

Das kaiserzeitliche Forum von Aquileia (A. Haug, 71–83) bestand mit einigen Ausbesserungsarbeiten bis zum 4. Jh. Eine Marktbasilika entstand in der ersten Hälfte des 4. Jhs. an der Ostseite des Forums, sie wurde am Ende des 4. Jhs. durch Brand zerstört. Nach den Zerstörungen unter Attila wurde Mitte des 5. Jhs. eine Stadtmauer errichtet, die das Forum nicht mehr einschloss. Der Flusshafen bestand noch im 4. Jh. Als Hafenstadt gewann indes Grado an Bedeutung. Die Errichtung der frühchristlichen Basilika in Aquileia an der Wende vom 3. zum 4. Jh. und des Horreums mit weiteren Platzanlagen im 4. Jh. verdrängte das alte Zentrum. In Aosta stand der christliche Sakralbau des späten 4. Jhs. auf dem Forum gegenüber dem Kapitol. Letztlich wurden nur noch Kirchen gebaut, für die Städte selbst reichten die finanziellen Ressourcen nicht mehr. Ähnlich zeigt sich die Situation ja auch in Noricum und der Pannonia Prima.

Bis in das 6. Jh. behält Athen (N. Burkhardt, 121–136) die alte Stadtstruktur mit Bauten und Straßen, auf die sich, trotz der neuen Befestigung nach dem Herulereinfall im letzten Drittel des 3. Jhs., die Baumaßnahmen beziehen. Ein wirtschaftliches Aufblühen Athens Anfang des 5. Jhs. dokumentiert ein erhöhtes privates und öffentliches Baugeschehen. Heidnische Heiligtümer und Kulte bestehen bis in das 5. Jh., gleichzeitig werden Kirchen gebaut. Die Verf. spricht von einer florierenden musealisierten Stadt Ende des 5. Jhs. mit einem schön erhaltenen Stadtbild und bekannten Philosophenschulen. In der ersten Hälfte des 6. Jhs. wird die themistokleische Stadtmauer repariert und verstärkt. In der Stadt befinden sich um die Kirchen – auch alte adaptierte Tempel werden als solche genutzt – die Gräberfelder anstelle aufgegebener öffentlicher großer Gebäude. Erst jetzt zerbricht die alte städtische Ordnung in Ruinen-, Wohn-, Kirch- und Grabstätten.

Die Kuretenstraße in Ephesos (J. Fildhuth, 137–153) erscheint als Beispiel für die Verschmelzung von Erhaltung und Wiedererrichtung alter und Eingliederung neuer Bausubstanz gemäß einem spätantiken „Denkmalschutzgesetz“ und der baugewordenen Manifestation altehrwürdiger Traditionen im Gegensatz zur von allgemeinen Umbrüchen geprägten Realität.

Die seit dem Hellenismus bis in das Mittelalter bestehende phrygische Stadt Blaundos (A. Filges, 154–164), eine reiche, laut Verf. vornehmlich aus Erträgen der Landwirtschaft blühende Stadt mit insgesamt höchstens 5000 Einwohnern, erhält in der 2. Hälfte des 4. Jhs. eine Stadtmauer mit mehrgeschossigen, durch Wehrgänge verbundenen Türmen und einem mächtigen Tor. Sie umfasst eine deutlich geringere Fläche als die kaiserzeitliche Stadt, deren Baumaterial für

die frühere Bauphase der Mauer abgetragen wurde. Bei einer späteren Veränderung des Mauerverlaufes wurde Baumaterial von den Gebäuden innerhalb der Mauer verwendet. Schnitt die Stadtmauer einerseits alte Stadtbereiche ab, erfasste sie andererseits durch eine Erweiterung sanfte Hänge, die augenscheinlich von den „Reichen“, einer einflussreichen städtischen Elite, besiedelt wurden. Eine frühchristliche Kirche ist nicht nachgewiesen. Die Besiedlungsdichte scheint nach dem Kleinfundmaterial ab dem 6. Jh. abzunehmen.

Dass Thermen in Palästina (St. Hoss, 165–177) erst in der Spätantike, hier 180–324, eine Hochblüte erfuhren, lag zum Teil an der jüdischen Bevölkerung, deren strengere Traditionen nicht im Einklang mit der freizügigen römischen Badekultur standen. Der Auf- und Umschwung kam mit Romanisierung und Urbanisierung und fand auch reichen Niederschlag in talmudischen Texten, von denen einige Beispiele angeführt werden.

Gesetzestexte wie der *Codex Theodosianus* und das *Corpus Iuris Civilis* regulierten die Interessen der *res publica* und der *res privata* (W. Messerschmidt, 28–35). Im Mittelpunkt der Untersuchung stehen die Fora der Städte, die in der Spätantike in ihrer Erhaltung vernachlässigt, von Wohngebäuden überprägt, von privaten Eliten neu errichtet wurden oder erhalten gebliebene Fora, die noch weiterhin der Repräsentation des Kaiserhauses dienten.

Spätantike präziös ausgestaltete Nymphäen (A. Schmölder-Veit, 110–119) in städtischen Zentren wurden wohl von sozialen Eliten erbaut und von diesen auch als Erholungsräume genutzt. Anscheinend lösen sie die Thermen als „Treffpunkte der Oberschicht“ ab.

Im 4. und fortgeschrittenen 5. Jh. hatte die *villeggiatura* der stadtrömischen Aristokratie im Umkreis Roms (J. Griesbach, 55–70) nach wie vor Bestand. Repräsentative Villenneubauten sind nicht mehr nachgewiesen, die „alten“ Villen wurden in Stand gehalten oder sogar zum Teil aufgegeben. Man bestattete innerhalb der Gebäude, die in dem Bereich naturgemäß nicht mehr betrieben oder bewohnt waren. Reich ausgestattete Repräsentationsräume wurden für landwirtschaftliche oder handwerkliche Tätigkeiten umgenutzt. (Analog zu barocken Schlössern, deren *salae terrena*e im 19. Jh. als Holz- oder Obstlager dienten, wie der Rez. aus eigener Anschauung bekannt ist.) Lukrativ war der landwirtschaftliche Betrieb nur mehr bei Kumulation mehrerer Villen-Betriebe. Länger überlebten kaiserzeitliche Villen im Suburbium, die nach und nach in den Besitz des Kaiserhauses kamen.

Die Lieblingsvillen (aus der Unmenge seiner Villen) des *praefectus urbi* Symmachus befanden sich im Süden Kampaniens, wo auch die Creme der Gesellschaft saß. Die Basis des Villenlebens war gleich wie in Republik und früher Kaiserzeit: *otium cum dignitate*.

Das Stadtgefüge Roms wandelt sich an der Wende vom 3. zum 4. Jh. Die Domus gewann ohne ersichtliches städtebauliches Konzept an Bedeutung, die Luxusvillen lagen verständlicherweise auf den Hügeln Roms.

Größeren gesellschaftlichen Einfluss gewann man mit der Einrichtung von frühchristlichen Kirchen in privaten Villen. Man hatte seine eigene Reliquie, unabhängig von der institutionalisierten Kirche, und die Bewohner des Umlandes strömten in die umgerüsteten Aulen. Im Matyrologium des Hieronymus befinden sich unter den üblichen Heiligen, Märtyrern und Bischöfen 20 (!) bürgerliche Stifter von Kirchen oder Reliquien (Anm. 118).

Der markante Rückgang an Weihungen von Ehrenstatuen (U. Gehen, 36–54) geht mit Veränderungen im Städtewesen einher. Italien selbst verprovinzialisiert, „das Städtetz wurde insgesamt ausgedünnt“ (53). Puteoli behält seine wirtschaftliche und gesellschaftliche Bedeutung. Die Anwesenheit der sozialen Oberschicht prädestiniert für Statuenweihungen an Senatoren und *principales* der Stadt.

Erstaunlich ist die Vielzahl an überlieferten Senatorenstatuen in Rom, die ein wiederbelebtes senatorisches Standesbewusstsein in Zusammenhang mit der Erhaltung der bröckelnden Traditionen der *Roma aeterna* widerspiegeln.

Die Statuen waren in den senatorischen Domus, von denen man in Rom 250 für das 4. und 5. Jh. kennt, aufgestellt, sie dienten der Anregung der Klientel, weitere zu stiften und der Repräsentation gegenüber der eigenen Gesellschaftsschicht.

Aus spätantiken schriftlichen Quellen erfährt man über die bis in das 6. Jh. anscheinend ungebrochene Verehrung der Tyche (M. Kolbe, 189–195). Die archäologische Evidenz ist noch relativ gering.

Beruhend auf den *sermones* des Maximus, des Bischofs von Turin (H. Dietrich, 178–188), der zwischen 408 und 423 starb, entsteht das Bild einer augenscheinlich christianisierten städtischen Bevölkerung, die fest in den freudigen Festtraditionen der paganen Kulte, mit Tanz, Musik und Weingenuß verhaftet war. Im Gegensatz dazu standen die weniger attraktiven geistigen Freuden der Märtyrerfeste, die man mehr oder minder an die heidnischen Festtage anhängte. Im Weiteren ließen auch die Gesetze die alten Feste zu, allerdings nicht zugehörige Opferhandlungen.

Für die Rez. ist es in diesem Rahmen unmöglich, der Vielfalt der äußerst fundierten Artikel und Untersuchungsgebiete gerecht zu werden. Die Lektüre ist überaus anregend, wenn nicht sogar spannend. Einen gemeinsamen Nenner für die heterogenen Geschehnisse zu unterschiedlichen Zeiten in der spätantiken Welt gibt es wohl: Allen Umbrüchen und Innovationen folgt das Ende und es beginnt etwas ganz anderes.

Ulla Steinklauber, Graz
ulla.steinklauber@gmail.com